

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 10

Artikel: Der Bär
Autor: Seiler, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir Winde haben schon immer geweht
seit der Erdenball kreist und die Sternuhr sich dreht.
Wir jagten einher hinterm leuchtenden Strahl.
Wir trugen den Wirbel ins friedliche Thal.

Vereinigt in uns sind die Stimmen der Welt,
vom Säuseln zum Sturme, der Wälder durchgellt.
Du fühlst uns, du hörst uns, ersehnt uns und bangst
vor unserer Wucht doch in zitternder Angst.

Wir schaffen den Ausgleich. Wir säubern die Luft
von stockenden Dünsten, vom Aushauch der Gruft.
Aus Westen, aus Osten, vom Nord und vom Süd
erdröhnt unser Brausen. Wir werden nicht müd!

Wir sausen vorüber! Wir tosen vorbei!
Wir füllen den Raum mit Jubu und Jubei.
Nicht Fluch und nicht Flehen verstellte uns das Licht.
Wir spotten der Schwanken. Wir fürchten uns nicht.

DER BÄR

Weit oben im Norden, inmitten der riesigen Waldungen Schwedens, erstreckt sich ein schönes Herrschaftsgut. Sein früherer Besitzer, ein Schiffskapitän, weilte selten dort; er wurde von seiner Frau Agathe mit wenigem Gesinde bewirtschaftet. Agathe war zwar in der Stadt aufgewachsen, die besondere Art ihres Daseins aber paßte recht gut zu ihrem tatkräftigen Wesen, und bald stand sie in der ganzen Gegend im Rufe einer tüchtigen und entschlossenen Frau.

Nur die Einsamkeit lastete manchmal auf ihr, und sie ließ es sich dann nicht verdrießen, weite Wege zu besuchen auf die Nachbargüter zu machen. Großzügige Gastfreundschaft ist in solch abgeschiedenen Gegenden Sitte, ja Notwendigkeit.

Bei einem seiner Aufenthalte hatte der Kapitän das Glück, einen der auch in jenem Lande selten gewordenen Bären zu schießen. Als er mit den Knechten die Beute holte, stellte sich heraus, daß es eine Bärin war, der zwei verzweifelte Bärlein folgten; das eine konnte gefangen werden, das andere nahm Reißaus und ward nicht mehr gesehen.

Frau Agathe erbarmte sich des hilflosen und störrischen Tierchens und beschloß, es so lange zu behalten, bis es sich selber durchbringen könne, — ein Vorhaben, das vom Kapitän mit Achselzucken, vom Gesinde mit offenem Widerwillen aufgenommen wurde.

Nach einiger Zeit war aus dem Bärlein ein richtiger Bär geworden, der Frau Agathe weit

überragte, wenn er sich auf seine Hinterbeine erhob. Sein drolliges und, man könnte fast sagen, biederes Wesen machte ihr viel Spaß, und bald auch war der Bär — der den Namen Peter bekam — nur zufrieden, wenn er bei der Herrin sein durfte. Er begleitete sie durch die Felder, ließ sich das Fell kraueln, machte Männchen, bettelte um Leckerbissen und dankte dafür mit zärtlichem Gebrumm. Am Anfang hatte Agathe den Bären an einer Leine geführt, bald jedoch sah sie das Lächerliche solchen Tuns ein, denn gesetzt, er hätte einmal nicht gehorchen wollen, so hätte ihre Kraft nicht ausgereicht, ihn zu zwingen. Peter durfte nun frei herumlaufen und sogar, wenn sie in die Wälder ging, mitkommen, wobei er da und dort herumstreunte, aber auf Ruf oder Pfiff gehorsam herbeitrollte. Nur wenn sie weite Gänge machte, etwa einen Nachbarn besuchte, mußte Peter zu Hause bleiben; er wurde dann angekettet.

Auf die Dauer aber war die Kette der zunehmenden Bärenkraft nicht gewachsen. Es geschah einige Male, daß sich Peter losriß und seiner Herrin naheilte; dann hörte sie, oft schon weit unterwegs, hinter sich ein Schnaufen und Rascheln, bis der Bär auftauchte, der sie auf seine läppische Weise begrüßte. Agathe wurde dabei mehr als einmal unheimlich zu Mute, und sie wollte Abhilfe schaffen. Schweren Herzens entschloß sie sich, das Tier in einen leeren Schweinestall zu sperren, wenn sie fort mußte; verdrießlich harrete Peter dann auf ihre Rückkunft. Nicht

einmal zu fressen bekam er da, denn weder Knecht noch Magd wagten es, sich dem gereizten „wilden Tier“, wie sie es mit Vorurteil nannten, zu nähern.

An einem regnerischen Morgen war Frau Agathe seit zwei Stunden unterwegs, um einem Nachbarn einen Höflichkeitsbesuch zu erwidern. Sie ruhte eben auf einer kleinen Anhöhe aus, als sie in der Ferne den Bären entdeckte, der hurtig auf ihrer Spur näherkam. Agathe wurde sehr ärgerlich, nicht nur auf das Tier, sondern noch mehr auf die nachlässigen Dienstboten, die es hatten entweichen lassen. Sie blieb sitzen, und weil ein Busch sie verdeckte, bemerkte der Bär sie erst, als sie sich erhob, um ihn gebührend zu empfangen. Da stand er still und sah sie treuherzig an. „Verflixter Peter, willst du wohl heimgehen!“ schrie Agathe. Der Bär brummte bedächtig.

„Geh heim!“ Sie stupfte ihn mit ihrem Regenschirm, dem Einzigen, was sie in der Hand hatte. Meister Bez machte Männchen und, gleichsam die letzten Überredungskünste versuchend, wollte er ihr seine Tazen auf die Schultern legen. Jetzt wurde Agathe wütend. Sie hatte gute Kleider an, und die verdreckten Bärenpfoten paßten ihr gar nicht.

„Wart', ich will dir's zeigen!“ schrie sie, reckte sich auf und schlug den Schirm dem Tiere so heftig schräg von unten gegen die Schnauze, daß er zerbrach. Der Bär ließ sich auf seine vier Beine nieder und sah sie verdußt an. „Geh' heim, Peter!“ rief Agathe nochmals und drohte wieder

mit dem zerbrochenen lächerlichen Schirm. Da machte das Tier mit kläglichem Winseln kehrtum und trollte sich in sanftem Trabe davon. Agathe warf die Schirmreste zornig ins Gebüsch und setzte ihren Weg fort. Nun war sie wenigstens froh, daß sie nicht hatte umkehren und den Besuch aufschieben müssen.

Als sie am Abend wieder nach Hause kam, war ihr Ärger vollends verfliegen, nur war sie in Unruhe darüber, ob der Bär den Heimweg gefunden hatte.

„Ist Peter da?“ fragte sie.

„Natürlich ist er da!“ kam die Antwort.

„Wer hat ihn herausgelassen?“

„Herausgelassen? Niemand!“ sagte die Magd beleidigt, „Sie haben ihn ja selbst eingeschlossen und den Schlüssel mitgenommen!“

Frau Agathe griff in die Tasche: der Schlüssel war da. Sie sprang zum Stall und schloß auf: da lag Peter auf dem Boden. Wie er sie erblickte, wälzte er sich wohligh auf dem Rücken, brummte freudig zärtlich, ruderte mit den riesigen Pranken herum und blinzelte sie mit seinen listigen Auglein an. Nirgends war die Spur eines Ausbruches zu gewahren.

Da ergriff Frau Agathe ein jäher Schreck. Nur die fragenden Blicke der Magd gaben ihr die Kraft, auf den Beinen zu bleiben. An den Knien zitternd ging sie ins Haus, goß sich ein ganzes Glas Schnaps ein und leerte es auf einen Zug — zum erstenmal in ihrem Leben.

Richard Seiler

Finnische Volksmärchen

Der dunkle nordische Winter mit seinen langen Abenden war von jeher ein guter Boden für die Entstehung von Sagen und Märchen. So ist denn auch Finnland außerordentlich reich an Volksdichtungen mannigfacher Art, und neben besonders beliebten Tiermärchen spielen Geschichten vom Teufel eine große Rolle, von denen hier zwei wiedergegeben werden, in denen der schlaue und schlagfertige Finne den starken und mächtigen Teufel überlistet. Sie sind frei von Ruhmredigkeit und Brählerei, und die naive Selbstsicherheit des Bauern, dem der Teufel in

die Falle geht, ist ein schöner Ausdruck seiner Kraft und Unerforschlichkeit.

Vom dummen Teufel.

1.

Es ging ein Mann des Weges und hörte, wie aus einer hohen Tanne ein Teufel um Hilfe rief. Da sprach der Mann: „Erst sag, was du mir gibst, wenn ich dir helfe.“ „Was du willst“, lautete die Antwort. Da sagte der andere: „So viel Gold, als ich nur tragen kann, will ich zum